



30 Jahre Kiezleben in Neukölln

Eine Diskussionsreihe zu
fünf Themenschwerpunkten
im Kiez

Inhalt

5 Einleitung

Themenschwerpunkte

7 Kunst und Subkultur

11 Gastronomie und Kollektive

15 Wohnräume Weserstraße

19 Bildungslandschaft

25 Sport im Kiez

Abschlussdiskussion

29 Perspektiven und Ausblick

35 Fazit

Einleitung

Vielleicht sind Sie langjährig ansässige*r Bewohner*in im Neuköllner Weserkiez, eventuell sind Sie erst seit ein paar Jahren in der Gegend wohnhaft oder gerade einfach zu Besuch aus einem anderen Berliner Bezirk, vielleicht sogar Tourist*in. In jedem Fall kann die vorliegende Broschüre für Sie von Interesse sein, denn sie gibt einen Einblick in die Entwicklungen des Kiezes der letzten 30 Jahre aus der Perspektive unterschiedlicher Menschen, erzählt aus ihren spezifischen lebensweltlichen Zusammenhängen.

Hintergrund ist die von unserem Verein **MIKUB e.V.** www.mikub.org initiierte Veranstaltungsreihe **30 Jahre Weserkiez – Eine Diskussionsreihe zu fünf Themenschwerpunkten im Kiez** im Zeitraum April bis September 2019. Das Projekt wurde von der **Berliner Landeszentrale für politische Bildung** gefördert. Fünf Termine fanden im freien Projektraum **ORI** www.ori-berlin.de statt. Die Abschlussveranstaltung wurde in der Quartiershalle **Campus Rütli – CR²** www.campusruetli.de ausgerichtet.

Der Weserkiez bzw. Reuterkiez in Nord-Neukölln gehörte in den 1980er Jahren zu den ärmsten Gegenden des alten West-Berlins. Gleich um die Ecke, jenseits des Neuköllner Schiffahrtskanals lag die Mauer. Das kulturelle Leben fand drüben in Kreuzberg statt. Hier gab es Rotlicht und Tristesse. Seit dem Mauerfall durchläuft der Kiez eine rasante Veränderung, die sich in den letzten 10 Jahren noch einmal deutlich beschleunigt hat. Die Bewohner*innenstruktur hat sich erheblich verändert. Der Kiez ist internationaler und bunter geworden. Junge Kreative haben sich angesiedelt. Kleine Einzelhandelsgeschäfte mit Mode oder Schmuck eröffnen täglich. Bars und Restaurants reihen sich aneinander. Steigende Mieten und Verdrängung der ursprünglichen Milieus sind dafür der Preis. Gleichwohl gibt es noch „Alteingesessene“ im Kiez, die diese Prozesse der letzten Jahrzehnte beobachten und begleiten. Sie haben die Veränderung miterlebt und können davon berichten.

In der unteren Weserstraße finden wir lokale Institutionen wie das **Theater im Keller**, eine 1987 gegründete Travestiebühne, die nach wie vor fast täglich ein Programm anbietet. Oder die klassische Eckkneipe **Herthaner**, in der zwei Fußballfanclubs angesiedelt sind. Auch der **Campus Rütli** befindet sich hier, im Kern die Schule, die 2006 durch einen „Brandbrief“ der Lehrer*innen bundesweit für Aufsehen sorgte, Gegenstand der unterschiedlichsten politischen Auseinandersetzungen wurde und heute ein Modellprojekt des Senats ist.

Ziel unseres Vorhabens war es, die Veränderungen der letzten 30 Jahre im Weserkiez bzw. Reuterkiez mit langansässiger und neuerer Bewohnerschaft gemeinsam zu diskutieren. Dazu haben wir Menschen aus dem Kiez eingeladen, die als Expert*innen über ihre Arbeits- und Lebensschwerpunkte und den Wandel ihres Umfelds mit uns sprachen. Die Themenschwerpunkte waren:

30 Jahre Kunst im Kiez, Formen des kollektiven Arbeitens, Wohnräume Weserstraße, Fußball – Frauen – Sport, Brennglas Rütli: Politik und Bildung und abschließend **Ausblick und Perspektive für den Kiez**.

Wir, **Dag Lohde** und **Katja Zimmermann** von **MIKUB e.V.**, haben die Abende gemeinsam moderiert. Unser Mitstreiter **Axel Lambrette** war so freundlich, Aufnahmen von den Gesprächen zu machen. Diese sind Grundlage für die vorliegende Broschüre. Die Resonanz auf das Projekt war sehr positiv, gleichwohl wir uns mehr Gäste an den einzelnen Abenden gewünscht hätten. Wir hoffen nun, dass die Zusammenfassung der Redebeiträge in dieser Broschüre von vielen Menschen aus dem Kiez mit Interesse aufgenommen wird.

Wir wünschen Ihnen viel Freude beim Lesen und danken für Ihre Aufmerksamkeit.

Dag Lohde & Katja Zimmermann

Kunst und Subkultur

Im Gespräch mit: **Ludwig Auster-Brenncke**
vom **Theater im Keller** und der Violinistin **Alexina Hawkins**

Am 25. April 2019 starteten wir unsere erste Gesprächsveranstaltung zum Schwerpunktthema Kunst und Subkultur im Kiez.

Es geht uns darum, den spezifischen Eindrücken von zwei künstlerischen Expert*innen nachzuspüren. Da ist **Ludwig Auster-Brenncke** mit seiner 1987 gegründeten Travestiebühne, dem **Theater im Keller** und neben ihm die junge Bratschistin, **Alexina Hawkins**, die erst wenige Jahre im Kiez lebt und seit September 2018 mit großer Leidenschaft Konzertreihen im **ORi** Projektraum kuratiert. Zur Frage steht, wie und unter welchen Bedingungen Kulturprojekte im Kiez entwickelt und umgesetzt werden können und wie sich die Bedingungen in den letzten Jahren verändert haben.

Zu Spielbeginn des „Theaters im Keller“ gab es wenig anderes in der Gegend, was sich zum Bereich kultureller und künstlerischer Angebote zählen ließe. Eine Kabarettbühne, und dazu noch eine Travestiebühne in den späten Achtzigern, war da schon etwas sehr Außergewöhnliches. Das Theater lag tatsächlich ursprünglich im Keller des Gebäudes. Nach dem Auszug der Drogerie aus dem Erdgeschoss konnten sie die Räume dort anmieten. Von Anfang an legten Ludwig und sein Mitstreiter und Ehemann **Michael Brenncke** Wert darauf, ein vielfältiges Publikum

aus ganz Berlin und anderen Städten über die Landesgrenzen hinweg anzuziehen.

Das Publikum des „Theaters im Keller“ setzt sich bis heute ganz unterschiedlich zusammen, sowohl im Hinblick auf Alter als auch auf Herkunft. Gleichzeitig hat sich das Theater in der Zeit seines Bestehens ein festes Stammpublikum aufgebaut. Zuschauer*innen kommen aus dem Kiez oder auch als Tourist*innen. Deutlich abgenommen hat der Besuch von Leuten, die Mitglieder im Theaterclub sind und die anfangs die Mehrzahl ausmachten.

Mit einigen Cafés und Bars gibt es die Vereinbarung, dass deren Mitarbeiter*innen Eintrittskarten zu Sonderkonditionen bekommen.

Das „Theaters im Keller“ hat 43 Plätze und erarbeitet für jede Spielzeit mit dem Ensemble eine neue Show, die Michael viele Jahre als Regisseur inszenierte und in der er als Performer*in auftrat. Hier hat inzwischen ein Generationswechsel stattgefunden.

Mit über hundert Shows in der Spielzeit trägt sich das Theater finanziell selbst. Zuwendungen durch die Öffentliche Hand hat es in den über 30 Jahren seines Bestehens nicht erhalten, aber auch nicht versucht diese einzuwerben. Wichtig für das wirtschaftliche Überleben – neben der Abrundung des Angebots – ist auch der Bar- und Restaurantbetrieb im Foyer des Theaters. Durch verlässliche Mietkonditionen ist die Existenz des Theaters an diesem Spielort aber mittelfristig gesichert.

Inzwischen hat sich sehr viel verändert, aber Ludwig kann das Bühnenprogramm immer noch mit großem Engagement und auch Erfolg realisieren, macht seinen Job als Geschäftsführer nach wie vor mit Leidenschaft. Gleichwohl macht er deutlich, dass er und sein Partner in den letzten Jahren stark daran arbeiten, Arbeit und Aufgabenbereiche abzugeben bzw. neue Aufgabenfelder den Jüngeren zu überlassen. So hat er kein Interesse an Social Media und das Publikum, was mit ihm gewachsen ist auch eher weniger. Aber wenn sie andere

Generationen anziehen wollen, dann ist ihm eben auch klar, dass die Bedienung von Facebook oder ein regelmäßiger Newsletter unabdingbar sind. Auf der einen Seite möchte das Publikum in anderer Form informiert sein, das ist neu, aber gleichzeitig stellt Ludwig fest, dass es programmatisch Wert auf Beständigkeit legt und in diesem Haus weiß, was es bekommt.

Alexina bietet im „ORi“ nicht nur ihre eigene Musik, sondern organisiert zudem einige Musikveranstaltungen.

Sie lebt seit ein paar Jahren hier und ist sehr froh, dass sie als freie Musikerin eine Plattform wie das „ORi“ gefunden hat, wo sie mit ihrem Ensemble auftreten kann. Sie erlebt den Kiez noch als bunt und vielfältig, auch wenn sie vom Mietenwahnsinn mehr als einmal gehört hat. Sie erzählt von einer anderen Generation, einer Generation, die an mehreren Orten zu Haus sein kann und sich gleichzeitig an dem Ort, wo sie wirkt und lebt, für die alltäglichen Belange um sich herum interessiert. Dennoch für gemeinsame Kämpfe gegen Mieterhöhungen oder Ausverkauf von Wohn- und Arbeitsräumen oder Engagement in Gremien zur Mitentwicklung von Tourismuskonzepten bleibt dem Wandernden natürlich nicht ausreichend Zeit.

Ihr Fokus liegt in erster Linie auf der Musik. Der Beitrag, den sie leisten kann, ist es dafür zu sorgen, dass das „ORi“ für musikalische Abende offen steht und ein qualitatives Programm anzubieten hat.

Schnell kommen wir auf die prekären Verhältnisse aller zu sprechen, die nicht in marktkonformen Sektoren arbeiten. Kunst ist so ein Bereich. Neben erschwinglichen Mieten ist die faire Bezahlung von Künstler*innen eine Voraussetzung dafür, dass kulturelle Angebote im Kiez geschaffen und vor allem erhalten werden können.

Eine andere Frage ist, wie kulturelle Angebote im Kiez eigentlich ihr Publikum erreichen. Das „Theater im Keller“ ist darin sehr erfolgreich. Das Publikum der Musikveranstaltungen, die Alexina im „ORi“ organisiert, aber auch anderer Veranstaltungen im Projektraum, wie Lesungen oder Ausstellungen, setzt sich in

erster Linie aus Freund*innen oder Bekannten zusammen. Nachbar*innen oder Laufpublikum werden kaum erreicht. Dennoch bietet ein nicht-kommerzieller Projektraum im Kiez eine Infrastruktur, die Anwohner*innen, Gruppen und Initiativen für ihre Besprechungen, ihre Vorhaben und Projekte zur Nutzung offen steht. Das „ORi“ beobachtet hier über das starke Anwachsen von diesbezüglichen Anfragen in der letzten Zeit den nach wie vor großen Bedarf nach solchen Räumen und Möglichkeiten bei gleichzeitig sinkendem Angebot. Oder anders formuliert: Mehr und mehr nicht-kommerzielle Projekträume halten dem wirtschaftlichen Druck nicht mehr stand und müssen aufgeben, während Räume zum freien und kritischen Austausch mehr denn je gebraucht werden.

Wichtig erscheint uns in der Diskussion die Verlässlichkeit und Langfristigkeit des Engagements im Kiez, gerade wenn sich der Kiez schnell wandelt. Ludwig rät uns allen zu langem Atem und dazu, nicht zu schnell aufzugeben. (Sub-)Kulturelle Räume brauchen wir hier und und sollten sie besonders in schwierigen Zeiten, wo der Mietenwahnsinn uns alle verdrängt, erhalten.

Gastronomie und Kollektive

Im Gespräch mit: **Lukas** und **Miko**, Lukas ist Mitglied im Kollektiv des **Syndikats** und Miko in der **KollektivBar ES**

Eigentlich wollen wir in diesem Gespräch den Möglichkeiten und Herausforderungen kollektiven Wirtschaftens näherkommen und denken dabei im Hinterkopf an Fragen zu den Alltagsstrukturen kollektiven Arbeitens und der ihr zugrunde liegenden Motivation. Der aktuellen Situation geschuldet, in der die Verdrängung von Wohn- und Arbeitsräumen massiv um sich greift, sprechen wir dann aber mehr von den notwendigen Kämpfen gegen dieses Treiben, als von den Potenzialen kollektiven Wirkens zu erzählen wäre.

Das **Syndikat**, eine linke Kneipe und 1985 entstandenes Gemeinschaftsprojekt im Schillerkiez, als noch alle Welt ungläubig raunte, dass eine Kneipe, nein das überhaupt ein Laden in diesem Teil Neuköllns öffnet, verlor im November 2019 den Räumungsprozess als juristische Folge aus der Kündigung des Mietverhältnisses am 31. Dezember 2018.

Die **KollektivBar ES** steht für Eigensinn und besteht seit 2014 in der Pflügerstraße. In seiner Ursprungsidee handelte es sich nicht um einen Kollektivbetrieb, sondern um eine als gewinnbringend gedachte Kneipe, die sich dann Schritt für Schritt zu einem linken Projekt entwickelt hat.

Das „Syndikat“ ist eine Institution, erscheint, wie immer da gewesen. Ein paar Leute haben quasi im Nichts in den 80er ein

Haus gekauft und den Infoladen **Lunte** eingerichtet. Nun fehlte noch eine Kneipe. Die Idee war einen Raum für den Kiez, für die Nachbarschaft zu schaffen, wo sich unterschiedliche Menschen treffen, sich gegenseitig unterstützen oder einfach nur ihr Bierchen trinken können basierend auf einer kollektivistisch organisierten Arbeitsstruktur. Die Idee ist aufgegangen und hat über 30 Jahre lang funktioniert.

Das würde sie natürlich noch immer, aber nur in diesem Kiez mit einer Nachbarschaft, die quasi zusammen mit dem „Syndikat“ aufgewachsen ist und mit einer bezahlbaren Miete. Das ist nun vorbei.

Die „KollektivBar ES“ scheint in dieser Hinsicht besser aufgestellt und hat einfach bisher mehr Glück gehabt. Der Vermieter ist eine Privatperson. Mit einem erst 2013 abgeschlossenen und damit jungen Mietvertrag und Staffelmiete, hat das Kollektiv bereits ein relativ teures Mietverhältnis. Überleben kann der Laden, weil die Mitglieder alle Barschichten unentgeltlich machen und sich für das laufende Programm eigeninitiativ einsetzen.

Für die Aktivist*innen vom „Syndikat“ war klar, sie würden kämpfen und herausfinden müssen, wer hinter der Kündigung steckt. Daraus wurde eine Art Detektivaktion. Der Weg führte nach Luxemburg. Eine dubiose Briefkastenfirma entpuppte sich als Eigentümer, was soviel heißt, dass es für 76 Firmen einen Postkasten gab, die Firmennamen nebenstehend aufgelistet. Weil Dänemark etwas liberaler aufgestellt ist, ließen sich von dort aus auch Namen hinter den Firmen ausmachen. Heraus kam: Ein Brüdertrio der **Familie Piers** aus Großbritannien steckt bei allen 76 Firmen im Hintergrund in der Geschäftsführung. Zudem hat Piers die Geschäftsführung von 80 Firmen in Dänemark inne. Der Firma gehört sogar das Gebäude der britischen Botschaft. In Berlin zählen sie zu den zehn größten Privatimmobilienanlegern. Ihr Vorgehen ist gerissen: ein kleines Büro am Ku'damm, das angeblich nichts besitzt, mit einem Jahresumsatz von maximal 20.000 €, das aber gleichzeitig die Kontrollinstanz der 76 Firmen

ist. **Piers Global** war hierzulande bisher unbekannt durch das Geflecht von Briefkastenfirmen, wo jede der Firmen circa vier Häuser, aber in verschiedenen Bezirken mit unterschiedlichem Niveau hat. Mieter*innen konnten sich nicht zusammenschließen, hatten überhaupt keine Ansprechperson. Nur durch das „Syndikat“-Kollektiv lässt sich jetzt gerichtsfest belegen, dass die Firmen schlussendlich zu „Piers Global“ gehören. Nun ist es soweit, dass auch „Piers Global“ auf die Liste der Immobilienfirmen kommen soll, die zum Beispiel bei dem Volksbegehren zum Enteignungsvorhaben in Berlin genannt werden.

Das ist ein großer Erfolg, auch wenn damit nach wie vor kein Gespräch mit den Verantwortlichen möglich ist, es keine Kontaktpersonen gibt und Gesprächsersuche von Seiten des „Syndikats“ ergebnislos bleiben.

Es zeigt sich, offene und kommunikative Räume, die nicht auf Gewinnmaximierung basieren, sind massiv bedroht. Man mag sich nicht vorstellen, was es für eine Stadt, einen Kiez bedeutet, wenn Konzepte wie das vom „Syndikat“-Kollektiv oder freie Projekträume nicht mehr existieren können.

Denn es sei noch einmal erwähnt, im „Syndikat“ konnten erschwingliche Preise angeboten werden. Das gesamte Trinkgeld wurde für spannende Projekte gespendet. Für die Nachbarschaft wurde ein sozialer Treffpunkt geschaffen, wo Menschen sich gegenseitig Hilfe geben konnten. Gleichzeitig wurden alle Beteiligten über einen Einheitslohn bezahlt, verknüpft mit der Idee, dass niemand seine Arbeit umsonst anbietet und dennoch nicht seinen Lebensunterhalt vom „Syndikat“ abhängig macht, gesetzt als klare politische Entscheidung. Und nun muss das „Syndikat“ mit hoher Wahrscheinlichkeit gehen. Sicherlich nicht ohne Knall, aber garantiert wird ein Verlust spürbar sein, der die sozialräumliche Struktur im Kiez unweigerlich negativ beeinflusst, leblose Neubauten hinterlässt ohne Möglichkeiten der Begegnung und zwanglosem Amüsement.

Doch die Visionen, Träume und das Engagement bleiben,

zumindest für die „KollektivBar ES“. Sie bietet weiterhin ein stabiles Programm mit Kneipenquiz, Musikveranstaltungen und für das Kollektiv jeden Monat Plenum und manchmal eine „Landpartie“. Zudem gibt es erfrischende Zukunftspläne. Anknüpfend an die Tradition der Altberliner Bäder und nach dem Motto „öffentliche Bäder für alle“ ist direkt auf der Pflügerstraße allgemeines Baden in warmer Badewanne mit einem Glas Whiskey geplant.

Final fassen wir übereinstimmend zusammen: Was wir immer wieder tun können, ist, wachsam zu bleiben, hinzuschauen und uns für eine lebendige Nachbarschaft zu interessieren. Intervenieren können wir, wenn wir nicht nach dem maximalen Umsatz schauen, sondern uns fragen, was der Kiez braucht.

Denn wir wollen anerkennen, dass wir in eine Nachbarschaft gezogen sind und eben nicht in eine Plastikwelt oder ein Hotelzimmer.

Wohnräume Weserstraße

Im Gespräch mit: **Willi Laumann** vom **Berliner Mieterverein** und **Marion Seebade**, langjährig kommunalpolitisch aktive Anwohnerin

In die Verdrängungsgeschichte des Kneipenkollektivs „Syndikat“ reiht sich die Diskussion unseres weiteren Schwerpunktthemas „Wohnräume Weserstraße“ ein.

Zunächst aber entfacht sich das Gespräch über das „Partymeilenflair“, weniger über den Mietenwahnsinn.

Marion kommt aus Bremerhaven, aber lebt seit 33 Jahren in einem Berliner Mietshaus in der Weserstraße. Sie kann ausführlich berichten, hat die Entwicklungen der letzten Jahre als Kiezbewohnerin und als Aktivistin in der Kommunalpolitik intensiv mitbekommen. Marion wohnt und lebt sehr gerne in dem Kiez. Gleichwohl gibt es viele Gründe sich zu ärgern. Angefangen mit einem illegalen Hostel, das dazu führt, dass Touristen den Innenhof als Telefonzelle nutzen, über Hauseingänge, die als Toiletten benutzt werden, da die vielen Spätis zwar Getränke verkaufen, aber kein Gäste-WC anbieten müssen bis hin zu grölenden Menschentrauben, sitzend auf Bordsteinen, die sich bis in den frühen Morgen die Kante geben. Die unbezähmbare Tourismus- und Konsumwelt hat sich genau hier breit gemacht.

Willi Laumann ist aus der Bezirksleitung Neuköllns des **Berliner Mieterverein**, sitzt bei den Grünen im Stadtentwicklungsausschuss und ist außerdem im Beirat des Milieuschutzes. Er hat viele Wellen mitgemacht und kann die

Beobachtungen von Marion nur bestätigen. Er weiß aus familiären Zusammenhängen zu berichten, wie anziehend der Kiez für Nichtberliner*innen ist und da wird er schon mal einbezogen in die Suche nach billigen, aber „authentischen“ Unterkünften. **Airbnb** macht es möglich und befriedigt den Wunsch der Touristen, im interessanten Kiez zu übernachten, etwas zu erleben und vor allem nicht weit laufen zu müssen. Zirka drei viertel aller Wohngemeinschaften, so berichtet er, besitzen ein freies Zimmer und bieten dieses über Airbnb auf legale Weise an.

Das Ergebnis ist, dass Neukölln international angesehen ist, die Leute wollen das Multikulti-Ding erleben und so explodieren die Mietpreise.

Aber wie sah es hier früher aus und was hat sich verändert, fragen wir unsere Gesprächspartner*innen. Da tut sich die Frage auf, wo anfangen mit der Geschichtserzählung. Die rasanteste Entwicklung beginnt wohl ab Mitte der 90er. Davor war der Kiez im Bezirksvergleich so etwas wie die Bronx in New York. Obgleich Neukölln nie so kriminell gewesen ist, wie es medial immer behauptet wurde, weiß Marion zu berichten.. Nach dem Berliner Mauerbau wurde der ehemalige Arbeiterkiez entlang der Sektorengrenze unattraktiv für besser Verdienende. Die preisgünstigen Mieten zogen ärmere Bevölkerungsgruppen an, mit der Gastarbeiter*innen-Migration in den 60er zogen überwiegend türkischstämmige Arbeiter*innen und später Menschen arabischer Herkunft in den Kiez. Bis vor dem Mauerfall gab es eine gute Durchmischung an jungen und älteren Menschen, zwischen Studierenden und Arbeiter*innen. Es gab viele kleine Geschäfte für den täglichen Bedarf, eine Druckerei, einen Schuhmacher, Fleischereien und Bäckereien. Es folgte der Leerstand von Ladenwohnungen, der dann bespielt wurde von Kreativen und zivilgesellschaftlichen Organisationen, mehrere Cafés oder eine Nähstube und Projekträume entstanden als Zwischennutzungskonzept. Schlicht, der Nordneuköllner Kiez hatte sich zum Positiven entwickelt.

In den frühen 90er Jahren ist Verschiedenes langsam anders geworden. Die Investoren kamen, höhere Mieten wurden immer häufiger verlangt und Leute, die ganze Häuserzeilen aufkauften, waren keine Einzelfälle mehr. Betrug die Nettokaltmiete 2008 fünf Euro, sind es heute bereits zwölf Euro netto kalt pro Quadratmeter Wohnfläche. Die Kaufpreise von Mietshäusern haben sich verdreifacht.

Die Kreativen mussten den Kiez verlassen, es kamen andere Läden und vor allem Gastronomiebetreiber*innen, die die hohen Mieten in Kauf nahmen. Die Entwicklung, dass draußen ganze Straßen mit Tischen und Stühlen von der Gastronomie bespielt werden, etliche Spätis aus dem Nichts entstanden und zu Gutwetterzeiten bis zu 300 Menschen auf Bordsteinen verweilen, ist eine der letzten 8 bis 15 Jahre.

Das Durchschnittseinkommen in Neukölln steht auf der Skala ganz unten. Junge Familien mit Kindern können hier keine bezahlbare Wohnung in angemessener Größe finden. Daneben gibt es gutverdienende Einzelpersonen in großen Wohnungen. Diese beiden Pole weist der Kiez auf.

Die gerade öffentlich entfachte Diskussion über den Mietendeckel ist insofern spannend, weil sie Hoffnung macht auf die Wiederherstellung eines sozialverträglichen Kiezlebens. Die Wirkung des nunmehr am 30. Januar 2020 beschlossenen Gesetzes zur Neuregelung der Vorschriften zur Mietenbegrenzung bleibt abzuwarten, ist aber in jedem Fall ein Erfolg für die Berliner Mieter*innenschaft.

Wir fassen zusammen, dass die negativen Entwicklungen im Bereich Wohnen aus verschiedenen Blickwinkeln zu betrachten sind. Zunächst muss der Kiez ins Interessensfeld der Entscheider*innen treten, was bis dato nicht der Fall zu sein scheint und sich in Verwaltungshindernissen und fehlendem Milieuschutz zeigt, der jahrelang nicht eingeführt wurde, weil keine Stellen im Bezirksamt zur Durchführung genau jener milieuschützender Kontrollaufgaben frei waren.

Rahmenbedingungen und Gesetze müssen auch eingehalten und respektiert werden, zum Beispiel dass nach 22 Uhr keine Getränke mehr im Außenbereich angeboten werden. Die Wegschmeißhaltung gehört genauso in den kritischen Blick wie der Massengastronomieauswuchs und der Erlebnistourismus. Aber auf der Hitliste der Übeltaten bleiben die Spekulanten, die wie z.B. **Akelius** den Quadratmeter für 15€ netto kalt vermieten, was sie im Falle von möblierten Wohnungen dürfen. Diese sind schnell installiert, da „möbliert“ eine vorhandene Einbauküche und eine Mindestmietdauer von zwei Monaten bedeutet.

Tolle Aktionen, wie **48 Stunden Neukölln** oder die **Fête de la musique** müssen Ausnahmen bleiben und nicht in den Lebensraum der Anwohnerschaft gebracht werden. Auch wenn Beispiele wie Barcelona wenig Hoffnung auf Besserung machen, sollte ein Tourismuskonzept her, dass die Bewohnerschaft im Fokus hat und wirtschaftliche Interessen hinten anstellt.

Neukölln ist ein historischer Ort beim Thema Ausgehen. Schon früher waren die Eckkneipen das sogenannte zweite Wohnzimmer oder der Tanzsaal immer sehr begehrt. Jetzt ist es aber anders, es ist „Tourismus en masse“.

Am Ende des Tages geht es um die soziale Frage, Privateigentum und den öffentlichen Raum als Ort für alle. Dafür müssen Widerständler*innen, Mietenbündnisse im Kiez und Viertel vernetzt und gestärkt werden. Nur so können sich Kieze nicht für die Profitinteressen einiger, sondern auf Basis der Bedürfnisse aller entwickeln.

Bildungslandschaft

Im Gespräch mit: **Osman Tekin**, Leiter des Jugend- und Freizeitzentrums **Manege** und **Ali Hussein**, Mitarbeiter in der Elektromobilitätswerkstatt der „Manege“

Im März 2006 verfasste die Lehrer*innenschaft der damals noch sogenannten **Rütli Oberschule** in Nord-Neukölln einen „Brandbrief“ an den Berliner Bildungssenator, in dem sie die Schließung der Schule forderte, da sie sich der anwachsenden Gewalt durch die Schüler*innenschaft nicht mehr gewachsen fühlte und keinen Rückhalt durch Senat und Eltern verspürte. Daraufhin verstärkte sich die innenpolitische Debatte über das Schulsystem in Deutschland, fokussierte die Gewalt an Schulen und richtete den Blick auf die Integration von Kindern mit Migrationshintergrund. Daraus entstanden ist das Modellvorhaben **Campus Rütli – CR²** zur Herausbildung eines umfassenden Bildungskonzeptes im Kiez.

Unser Gespräch zum Thema Bildungslandschaft im Kiez bezieht sich auf die Entwicklungen dieses Modellvorhabens und seine Wirkungen in den Kiez hinein.

Gemeinsam tauschen wir uns mit dem Publikum und unseren Gesprächspartnern zur Auffrischung darüber aus, was die erklärten Ziele von „Campus Rütli – CR²“ waren und in welchen öffentlichen Diskurs der Brief fiel. Wir erinnern uns, dass im Jahr 2007 die Verwirklichung eines nachhaltigen Bildungskonzeptes mit Schaffung eines gemeinsamen und für alle

offenen Sozialraumes unter Beteiligung aller im Quartier tätigen Kräfte erklärtes Ziel war. Zum Konzept gehörten die Zusammenlegung 2008/09 der **Heinrich-Heine-Realschule**, der **Rütli-Hauptschule** und der **Franz-Schubert-Grundschule** zur Gemeinschaftsschule auf dem „Campus Rütli“. Dazu werden zwei Kindertagesstätten, das Jugend- und Freizeitzentrum **Manege**, das Jugendamt und der Gesundheitsdienst in die Struktur des Campus integriert und nach und nach um weitere Module erweitert. Die Idee ist, eine Bildungsbiografie von der Kita bis zur Berufsausbildung an einem Ort im Kiez für die Kinder zu ermöglichen.

Obgleich der damalige Bezirksbürgermeister **Heinz Buschkowsky** die Angelegenheit medienwirksam zu seiner Sache machte, waren und sind viele Akteure aus dem Sozialraum in das Konzept eingebunden, Eltern und Wohnumfeld eingeschlossen.

Die Lehrer*innenschaft hatte entschieden, sie wolle nicht mehr unterrichten, weil sie sich von Eltern, Schüler*innen und dem Senat im Stich gelassen fühlte. Viele Eltern seien unmotiviert, kämen nicht zum Elternabend und die Schüler*innenschaft habe schlechte Vorbilder und konzentriere sich lediglich auf Statussymbole wie Markenklamotten, so die Nöte von Seiten der Lehrer*innenschaft. Folglich war sie öfter krank als die Schüler*innenschaft, hatte sogar Angst zu unterrichten.

Das Geschehen fiel in eine mediale Zeit, in der die damalige Jugendrichterin Kirsten Heisig mit ihrem Buch „Das Ende der Geduld: Konsequenz gegen jugendliche Gewalttäter“ schon bekannt war und eine gewisse Publicity mit ihrem „Neuköllner Modell“ hatte, wonach auf Straftaten jugendlicher Täter*innen schnell juristisch geantwortet werden sollte. Der Brief wurde somit medial ausgeschlachtet und diente nicht zuletzt in der Debatte um die Deutsche Leitkultur als unliebsamer Beweis für deren Notwendigkeit.

Das heutige Modellvorhaben „Campus Rütli – CR²“ besteht aus mehreren Modulen. Inzwischen sitzen hier das Jugendamt, eine Kita und der Gesundheitsdienst. Die Gartenkolonie durfte

nicht bleiben, da sie nicht in das Modellprojekt einer etablierten Bildungslandschaft passte.

Die Lehrer*innenschaft wurde komplett erneuert, es gibt junge Lehrer*innen und Sozialarbeiter*innen.

Die Idee war: Kinder und Jugendliche sollen von der Kita bis zum Abitur alles abschließen können an einem Ort. Die Module arbeiten auf Augenhöhe, im „Arbeitstreffen der Akteure“ kommen Kita- und Schulleitung sowie die Freizeiteinrichtung ein bis zweimal monatlich zusammen, um sich auszutauschen, mit dem Ziel, eine gemeinsame Linie zu fahren. Das große Aber liegt jedoch auf zwei Ebenen: Die Interessen im Zusammenhang mit dem gesellschaftlichen Auftrag sind zu unterschiedlich, und das Modellvorhaben setzt mehr auf die Verwirklichung architektonisch schimmernder Bauvorhaben als auf ausreichende Personalstellen. Zum Beispiel beruht das Jugendzentrum „Manege“ auf Freiwilligkeit, ist ein offener Raum für alle. Man möchte einen Gemeinschaftsgarten haben, offen für die Nachbarn, denn so steht es auch im Konzept. Der Campus soll sozialraumorientiert wirken. Die Schule hingegen ist ein geschlossener Ort, mit starken rechtlichen Rahmenbedingungen und verlangt nach Zäunen für den Schutz. So ist es immer wieder sehr schwer, sich gegenüber der mächtigen Institution Schule zu behaupten.

Wir fragen uns, wie der Alltag vor Ort läuft. Für ein besseres Verständnis müssen wir zunächst in die Vergangenheit zurück. Die mediale Verzerrung der „Rütli-Situation“ – Journalisten bezahlten die Kids mit 20 € oder 50 €, wenn sie für ein Foto Scheiben einschmissen – und die Aufteilung zwischen Haupt- und Realschule führte sofort zur Stigmatisierung der Kinder. Man hatte nicht richtig hingeschaut, hatte nicht sehen wollen, dass die Lehrer*innenschaft kurz vor der Rente stand, zwei Schulen miteinander konkurrierten. Aber da die Schule überwiegend von arabisch- und türkischstämmigen Kindern besucht wurde, waren es gleich die gefährlichen „Migrantenkinder“, die der Grund des Problems sein sollten.

Diese stigmatisierende Blindheit zieht sich fort. In den erwähnten Austauschtreffen werden ebenfalls regelmäßig Erfolge vorgetragen. Äußerungen wie: Die Schülerschaft hat sich verändert, es gäbe jetzt in der Grundstufe 40% mehr „biodeutsche“ Kinder in den Klassen, stoßen in unserer Diskussionsrunde auf Unbehagen. Wir fragen uns, was ist das für ein Erfolg? Was macht das „biodeutsche“ Kind genau aus? Die anderen Kinder sind doch auch deutsche Kinder. Es sind Kinder aus der dritten oder gar vierten Generation von Einwanderern, und wir reden immer noch von „biodeutschen“ Kindern. Für uns hören sich solche Aussagen gruselig an.

Osman schildert einen anderen Fall. Ein Kind wurde in die 7. Klasse eingeschult, geht nachmittags in die „Manege“, klatscht freudig in die Hände und sagt: „Wow, ich bin ein Integrationskind, sagt die Lehrerin“. Es wird einfach nicht erklärt, in welchem System sich die Kinder aufhalten. Das Kind sah nur, dass es jetzt den Computer nutzen kann, aber nicht, dass ihm ein Stempel aufgedrückt wurde. Dann werden zuweilen Projekte in die Schulen geholt wie „Islamismusprävention“ und die Verantwortlichen fragen sich nicht, mit welchen Begriffen sie da eigentlich arbeiten und ob das Thema Demokratieentwicklung nicht besser in die Klasse gehört.

Der Alltagsrassismus ist nach wie eines der größten Probleme, nicht nur für die Kinder. Selbst die Betreuer*innen erfahren dies nicht selten, müssen wegen willkürlicher Aufforderungen der Polizei zuweilen ihren deutschen Pass vorzeigen und sich fragen lassen, ob sie Deutsch sprechen, nur weil die Hautfarbe nicht ins Bild passt.

Das Engagement unserer beiden Gesprächspartner ist groß. Ali studiert auf Lehramt und arbeitet als Tutor an der Technischen Universität. Er hat am **Albert-Schweizer-Gymnasium** seine Schule absolviert, aber war schon als Kind ständiger Gast im Freizeitclub „Manege“. Theater und Fußball konnte er dort spielen, freitags gab es immer Ausflüge. Das hat ihn positiv geprägt. Er arbeitet nun sehr gerne im Bereich der Elektromobilität der „Manege“ mit den Kids.

Er berichtet mit Freude von den heutigen Angeboten. Es gibt neben der Elektromobilitätswerkstatt ein Tonstudio, die Textwerkstatt, der E-Pass wurde in Kooperation mit der TU Berlin entwickelt. Die Kinder lernen hier spielerisch eine Taschenlampe zu bauen oder können sich in der Mitmachküche ausprobieren. Und nach wie vor gibt es die Lernförderung, ausgerichtet auf diverse Bereiche.

Das alles würde ohne die beiden schlecht laufen. Sie haben eine bestimmte politische Einstellung und einen persönlichen Bezug zum Kiez. Ihr Motto lautet: „Wir wollen das Schönste für die Kids hier rausholen“.

Dazu wird Geld benötigt. Es gab mehrere Millionen für graue Hochhäuser, die langjährige Gartenkolonie musste weichen. Drittmittel muss das „Manege“-Team beantragen, erhält aber nicht selten den Vorwurf, man sei vom Campus und der habe doch Geld. Sie werden nicht müde und schreiben weiterhin Anträge. Begegnungen, Reisen sind ihnen wichtig. Kapstadt war so eine tolle Erfahrung. Oder einfach die Wanderung, auf der die Kids mit einer Einwegkamera ausgestattet wurden und ihre Handys nicht dabei hatten. Das hat alle glücklich gemacht und unzählige Erfahrungen gebracht.

80 Kinder und Jugendliche zwischen 5 und 21 Jahren kommen täglich in der Zeit von 16 bis 21 Uhr in die Freizeiteinrichtung. Davon sind 15 Kinder beim Jugendamt gemeldet, so dass die Jugendfreizeiteinrichtung den erhöhten Betreuungsbedarf mit übernimmt. Mit zwei Stellen ist die „Manege“ aber personell unterbesetzt. Das Land Berlin bricht sein eigenes Gesetz seit Jahren. Die „Manege“ bespielt mehr als 400 Quadratmeter, dafür müssten vier Stellen und Sachmittel zur Verfügung stehen. Die Gesprächsrunde erfährt, dass für Sachmittel kein Geld da ist und die selbstständig eingefahrenen Drittmittel müssen natürlich auch selbst abgerechnet werden. Dem Team schwinden langsam die Kräfte und es hofft, dass sie durch den Jugendhilfeausschuss wenigstens eine weitere halbe Stelle bekommen werden. Dies wurde am 7.10.2019 vom Haushalt beschlossen, erfahren wir nachträglich.

Neben der guten inhaltlichen Arbeit zeigt die Zusammenarbeit mit anderen Akteuren im Kiez ebenfalls Erfreuliches. Einmal haben sie sich bei 48 Stunden Neukölln beteiligt und Bäume im Garten der „Manege“ gepflanzt. Mit den Kneipenkollektiven **Tristeza** und **k-fetisch** und einigen Spätis stehen sie in gutem Kontakt. Die Initiative „Manege hilft“, die sich 2015 gründete, als viele geflüchtete Menschen auf der Straße schlafen mussten, hat die Leute im Kiez zusammengebracht. Die „Manege“ hat Schlafplätze bereitgestellt, Cafés haben Essen gebracht, Nachbarn kamen und haben Ausflüge angeboten, Mütter haben eine WhatsApp-Gruppe gegründet, um sich das Kochen für die Menschen aufzuteilen. Geld wurde gesammelt für einen Familiennachzug, der dann auch erfolgreich war.

Die Wünsche von Osman und Ali sind klar und menschlich: Stellen und Geld. Sie sind sich einig, dass viele Kinder und Jugendliche sich nicht bedenklich entwickeln würden. Man müsse sie nur ernst nehmen, ihnen Angebote machen und in die eigene Arbeit investieren. Das scheint ein wichtiges Rezept für eine lebendige und verantwortungsvolle Jugend.

Sport im Kiez

Im Gespräch mit: **Abdullah Erbay** vom **BSV Hürtürkel** und **Gerhard Jungfer** von der **Hertha-Fankneipe** in der Weserstraße

Unabhängig davon, ob man Sport aktiv in einem Verein betreibt oder sich in einem Fanclub organisiert, hat er etwas Verbindendes. Er ist vor allem in sozialer Hinsicht von Bedeutung.

Abdullah arbeitet als Trainer und Jugendkoordinator im Verein **BSV Hürtürkel**, der sich 1999 durch die Fusion von „BSV Hürtürk“ und „BSV Türk“ gegründet hat, und dessen Name soviel wie „freie türkische Hand“ bedeutet. Der Verein hat eine sehr große Fußballabteilung, die aus 25 Junioren- und 3 Juniorinnenmannschaften im Spielbetrieb besteht. Damit ist „Hürtürkel“ einer der zehn Vereine mit der größten Jugendabteilung in Berlin. Unter anderem aus Trainermangel leitet Abdullah mehrere Mannschaften. Er selbst ist seit 1999 Mitglied im Verein. 2006 fing er als Torwarttrainer an und hat in den letzten 13 Jahren über 1000 Kinder trainiert. Seit 2009 ist er außerdem Jugendkoordinator. Der Jugendbereich ist seitdem stark gewachsen. Gab es vorher zwei Mannschaften pro Altersklasse, sind es inzwischen z.B. 8 Jungenmannschaften in der Altersklasse der 10- bis 11-Jährigen.

2011 konnte die erste Mädchenmannschaft gegründet werden. Bei vorherigen Versuchen kam die Mindestanzahl von Spielerinnen nicht zustande. Aber Abdullah konnte seine Schwester überzeugen, Fußball bei „Hürtürkel“ zu spielen und sie brachte Freundinnen mit. Seitdem gibt es jedes Jahr eine D-Mädchen-Mannschaft, seit 5

Jahren eine Mädchenmannschaft in der Altersklasse 14 bis 15 Jahre. Der Aufbau einer B-Mädchenmannschaft ist schwierig. Aufgrund von Belastungen wegen des Schulabschlusses oder der Berufsausbildung fehlt es an Kontinuität. Seit 2019 gibt es aber eine Mannschaft für Mädchen zwischen 5 und 6 Jahren. „Hürtürkel“ ist inzwischen in Neukölln der Verein mit den meisten Mädchenmannschaften. Woran es noch deutlich mangelt sind Trainerinnen.

Der Zulauf an interessiertem Nachwuchs insbesondere bei den Jungs findet bei „Hürtürkel“ eigentlich automatisch statt. Mädchen zu gewinnen ist nicht so einfach. Der Verein steht für eine sehr gute Ausbildung und erfolgreichen Sport. Er hat 2006 bis 2009 mit der B-Mannschaft überregional gespielt, die Männermannschaft war von 2013 bis 2016 in der Oberliga. Die Trainer im Jugendbereich sind sehr jung. Darüber hinaus bildet der Verein auch Schiedsrichter aus. Aktuell hat der Verein 27 Schiedsrichter, davon sind 20 unter 18 Jahre alt.

Gerhard hat 2008 zusammen mit seiner Mutter und seiner damaligen Frau die Kneipe Weserstraße, Ecke Friedelstraße als Besitzer übernommen, die damals **Triple Twenty** hieß. Zwischenzeitlich nannten sie ihre Bar **Herthaner**, entschieden sich dann aber, die Bar wieder umzubenennen. Jetzt heißt sie **Rosel**, nach Gerhards Mutter. „Herthaner“ wirkte abschreckend. Viele dachten, dass die Bar nur mit „Hertha BSC“ zu tun hat oder nur Fußballfans willkommen sind. Seit 2010 kann man Fußball live übertragen in der Kneipe sehen. Außerdem trifft sich regelmäßig Gerhards Hertha-Fanclub hier. Früher bestand auch Kontakt zu anderen Kneipen in Berlin, die „Hertha“-Fanclubs beherbergen. Dieses Netzwerk offizieller Fantreffpunkte wurde – einzigartig in Deutschland – auch von „Hertha“ unterstützt, bis der Verein mangels Interesse der Fantreffpunkte sein Engagement aufgegeben hat.

Da sowohl der Fantreffpunkt bzw. die Eckkneipe als auch die Jugendarbeit bei „Hürtürkel“ wichtige soziale Aufgaben erfüllen, werden hier auch schnell gesellschaftliche Veränderungen sichtbar, wie im Gespräch deutlich wird.

Die veränderte Bewohner*innen-Struktur des Kiezes führt dazu,

dass zum Beispiel in der Fußballbar die Wünsche der Kundschaft vielfältiger werden. Bestand anfangs nur ein Interesse an Übertragungen von „Hertha“-Spielen, kommen jetzt Fans, die Spiele anderer Clubs der Bundesliga und anderer europäischer Ligen sehen wollen und zum Beispiel Übertragungen der „Premier League“ direkt nachfragen.

Geändert hat sich aber auch die Struktur der Kundschaft selbst. Die Bedürfnisse sind andere. Während die ECKKneipe früher ein zweites Wohnzimmer war, in das man täglich kam, um ein Paar Bier zu trinken und sich zu unterhalten, kommen Gäst*innen jetzt, um zu feiern. Das führt dazu, dass die Kneipe nachmittags fast leer ist, am Wochenende aber spät abends wieder sehr voll. Das ist vor allem eine Generationsfrage und ist nicht so sehr der veränderten Wohnstruktur geschuldet. Noch gibt es einige dieser älteren Stammgäst*innen, die vorbei schauen, mit denen man auch private Angelegenheiten bespricht und durch die eine vertraute und familiäre Atmosphäre herrscht. Aber das nimmt immer mehr ab.

Bei „Hürtükel“ gibt es im Augenblick einen enormen Zuwachs bei den jüngeren Spieler*innen. Geändert hat sich dabei vor allem die Rolle des Trainers. War der Trainer zu der Zeit, als Abdullah als Jugendlicher selbst im Verein spielte, noch eine Art väterliche Respektsperson, übernimmt er jetzt mehr Rollen, ist auch Freund oder großer Bruder. Er muss eher ein Auge zudrücken, wenn mal der Ball oder andere Ausrüstung vergessen wurde. Verändert hat sich auch das Kommunikationsverhalten, besonders weil inzwischen auch 10-Jährige Handys haben und dem Trainer schnell mal eine WhatsApp-Nachricht schicken. Das lief früher über die Eltern. Nicht geändert hat sich die vielleicht wichtigste Funktion, nämlich bei den Kids Zugehörigkeit herzustellen und zu vermitteln.

Im Lauf der Diskussion kommt die Sprache auch auf Geschlechterverhältnisse. Dass Jungs und Mädchen bei „Hürtükel“ zum Beispiel nicht zusammen trainieren, geht nicht vom Verein aus, der das unterstützt, sondern liegt überwiegend an den Mädchen, die nicht mit Jungs zusammen spielen wollen. Tatsächlich gibt es junge Spielerinnen im Verein, die in einer Jungenmannschaft

technisch und konditionell zu den besten gehören würden und von gemeinsamen Trainings profitieren könnten. In der „Hertha“-Fanstruktur, kann Gerhard berichten, gibt es, was Geschlechterbilder anbelangt, in den letzten Jahren klare Veränderungen. So gibt es heute Typen mit gezupften Augenbrauen und Ohrringen im Stadion, die man vor 10 Jahren dort noch nicht gesehen hätte. Ansonsten ist die Fußballexpertise bei den Fans geschlechtsunabhängig gleich schlecht bzw. gut.

Was man bei den Fans im Stadion sonst beobachten kann, ist der Wandel der Kleidung überhaupt. Gingen früher alle in Kutte, Trikot und Schal, ist heute die Mehrheit in Schwarz, auch um nicht so leicht von der Polizei identifiziert werden zu können.

Zum Ende sprechen wir noch einmal über die wirtschaftliche Situation von „Hürtürkel“ und der Herthaner-Bar. Bei „Hürtürkel“ ist sie mehr oder weniger stabil. Zwar schwanken die Einnahmen durch das Sponsoring abhängig vom sportlichen Erfolg, aber der Verein finanziert sich überwiegend über die Mitgliedsbeiträge. Die Sportstätten sind über das Sportamt gesichert. Die Lage der Kleingastronomie ist deutlich schwieriger, wenn auch die Herthaner-Bar davon bislang nicht betroffen ist. Anders als andere alteingesessene Kneipen und Bars, die bei Hausbesitzerwechsel durch deutlich steigende Gewerbemieten aus dem Kiez verdrängt werden, ist die Mietsituation für die „Hertha“-Bar vorerst gesichert. Schwieriger ist es da mit den Nebenkosten, insbesondere durch die Fußball-Live-Übertragungen. Zwar untersagt das Kartellamt dem Sender „Sky“ das Übertragungsmonopol, das führt aber dazu, dass die Bar zusätzliche Lizenzen erwerben oder sogar neben der Kabel- auch Satellitenübertragung einrichten muss. Dazu kommen Gema und GEZ. Spätis in der Umgebung können zu WM-Zeiten einfach den Fernseher auf die Straße stellen, und die Betreiber*innen können die Strafzahlungen nebenbei ableisten.

Schließlich kommt die Sprache noch auf den Aufstieg von „Union“ in die Erste Bundesliga. Hier sind sich Abdullah und Gerhard einig, dass das in jedem Fall eine großartige Entwicklung ist.

Perspektiven und Ausblick

Im Gespräch mit: **Christine Skowronska-Koch** vom „elele“-
Nachbarschaftszentrum

Christine ist eine Anwohnerin, die seit 1982 im Kiez wohnt. Darüber hinaus arbeitet sie in der Nachbarschaftseinrichtung **elele** in der Hobrechtstraße.

Die Einrichtung besteht seit 1984 und ist aus der privaten Initiative einer Wohngemeinschaft in der Pflügerstraße entstanden. In dieser Wohngemeinschaft lebten Sozialpädagog*innen, die oft Besuch von Nachbarn bekamen, viele davon mit griechischem und türkischem Hintergrund. Während die Kinder Hausaufgaben machten, konnten sich die Eltern beraten lassen zu Formularen und Anträgen bei Ämtern.

Dann entwickelte sich die Idee, daraus ein Projekt zu machen über den privaten Rahmen hinaus. Der erste Standort bis in das Jahr 2000 war in der Liberdastraße. „Elele“ ist türkisch und heißt „Hand in Hand“. Die Idee war, nicht über die Menschen hinweg Angebote zu entwickeln, sondern mit den Menschen zusammen. Die Arbeit war am Anfang ehrenamtlich. Später wurde eine halbe Stelle eingerichtet, dann zwei halbe Stellen, die bis heute bestehen. Die Leitgedanken der Arbeit sind zum einen interkulturell zu wirken und zum anderen gemeinwesenorientiert auf den Kiez bezogen. Wichtige Angebote, die es bis heute gibt, sind z.B. die Hausaufgabenbetreuung und Lernunterstützung für Schüler*innen von der Grundschule bis zur Oberschule.

Dann die Angebote von Treffpunkten, die vorwiegend von Frauen angenommen werden. Darüber hinaus gibt es nach wie vor ein niedrigschwelliges Beratungsangebot, in dem es um Formulare oder Briefe vom Jobcenter geht. Dabei erklärt man, worum es geht und hilft vielleicht beim Ausfüllen. Und es gibt auch immer noch den Nähkurs für Frauen. Ansonsten haben sich die Angebote auch immer wieder geändert, je nach Bedarf und in Hinblick darauf, was geleistet werden kann.

Die Kernzeiten sind nachmittags von 15 bis 18 Uhr. Die Räume selbst sind von 9 Uhr besetzt. Da werden sie erst einmal von der Volkshochschule genutzt, die einen Deutschkurs anbietet. Und wenn Christine und ihre Kolleg*innen so gegen 18 Uhr die Räume verlassen, gibt es schon wieder andere Angebote. Abends treffen sich Initiativen oder Gruppen, die dann auch nichts für die Nutzung zahlen müssen. Zum Beispiel ein Yoga-Bewegungskurs und ein Frauenchor. Im Augenblick sind die Räumlichkeiten gut ausgelastet. Die Menschen, die zu „elele“ kommen, haben zu 90 % einen Migrationshintergrund. Die meisten, die mit der Geschichte des Projekts zu tun haben, sind türkischer Herkunft.

Das Arbeitsfeld hat sich in den letzten Jahren wenig geändert. „Elele“ wird hauptsächlich durch das Jugendamt finanziert. Aber das Jugendamt fragt nach, ob es die Bedarfe noch gibt und noch genug Interessierte kommen, da sich der Kiez ja verändert habe. Die Zusammensetzung der Interessierten hat sich nicht wesentlich verändert und sie kommen tatsächlich. Die meisten haben einen türkischen Hintergrund, und die Familien haben ein eher niedriges Einkommen, obwohl es hier jetzt angeblich so viele Menschen gibt, die besser verdienen, wie Christine im Gespräch betont. Aber die tauchen in den Einrichtungen auch nicht auf.

Trotzdem kündigen sich Veränderungen an, die spürbar werden. Christine erzählt, dass viele der Kinder, die Angebote von „elele“ nutzen, aus der **Theodor-Storm-Grundschule** kommen. Die hatte in der letzten Anmeldungsrunde extrem wenig Anmeldungen zum neuen Schuljahr. Die Schulleitung

wusste gar nicht, ob sie überhaupt eine Klasse aufmachen kann. Als Einrichtungsleitung muss sie dann gucken, wie sich das weiterentwickelt. Und sollte es so sein, dass perspektivisch weniger Kinder an bestimmten Schulen angemeldet werden, dann heißt das, dass sich da langsam etwas verschiebt in der Bevölkerungszusammensetzung. Dann müssen Christine und ihre Kolleg*innen gucken, wie die Leute zu den Angeboten von „elele“ finden. Auch ist die räumliche Lage der Einrichtung schwierig. Sie bringen jetzt Aufsteller auf die Spielplätze, um auf sich aufmerksam zu machen. Bislang fanden die Nachbar*innen über Mund-zu-Mund-Propaganda zu ihnen.

Wir diskutieren, wie die Kiezwahrnehmung der Nachbar*innen ist, die die Angebote von „elele“ nutzen und ob es spezifische Kiezzusammenhänge gibt. Christine stellt fest, dass es Zusammenhänge vor allem in den einzelnen Communities gibt. Eine Frau, die gerade zum ersten Mal mit ihrem Sohn in der Einrichtung war, kannte schon die anderen Eltern. Zum einen arbeitete sie im **Bolu**, also im türkischen Supermarkt, zum anderen kennen sie sich aus der Moschee. Das sind Zusammenhänge, an denen Christine selbst nicht teilhat. Allerdings fällt ihr die wachsende Segregation im Stadtteil auf. Es nimmt eher zu, dass die Welten extrem getrennt sind. Bei den Veränderungen im Kiez wird deutlich, dass die Menschen ökonomisch ganz verschiedene Hintergründe haben. Die Schere geht noch viel weiter auseinander. Es gibt viele, die in teuren Cafés sitzen. Zugleich hat sie noch nie so viele Obdachlose im Kiez gesehen wie im letzten Winter. Und auf der anderen Seite finden sich die Leute, bei denen sie sich fragt, ob die jetzt im Kiez wohnen oder den **Lonely Planet** gelesen haben und einfach zu Besuch sind.

Christine hat die Veränderungen im Kiez in den letzten Jahren aktiv begleitet. Als sie in die Nachbarschaft zog, gab es wenig Gastronomie. Deswegen waren die Straßen auch kaum belebt. Die Welle, die noch vor der Gastronomie stattgefunden hat und die vom Quartiersmanagement im Kiez losgetreten

wurde, war die Ausbreitung der Kunst- und Kulturszene. Das geschah über die geförderten Zwischennutzungen, bei denen sich viele Menschen kleine Läden mieteten. Das waren vor allem Kreativ- und Designläden. Und dann zog die Gastronomie nach, weil sie durch die Events, die es in diesem Bereich gab, ein gutes Geschäftsmodell hatten. Die Geschäfte wurden wieder weniger, weil es hier dafür gar nicht die Kundschaft gab.

Die Rolle des Quartiersmanagement, das bis 2017 im Reuterkiez angesiedelt war, sieht Christine ambivalent. Tatsächlich gab es im Vergleich zu heute mehr offene Einrichtungen und Initiativen, als das Quartiersmanagement anfang. Und Kinder- und Jugendeinrichtungen, die es bereits vor den Quartiersmanagementzeiten und währenddessen gab, denen geht es finanziell heutzutage nicht besser. Was sich stark verändert hat, ist die bauliche Infrastruktur. Es hat Spielplatzneubauten gegeben oder die Umgestaltung des Maybachufers. Und das waren Gelder aus dem Quartiersmanagement. Christine war von Anfang an in diesem Zusammenhang aktiv, erst in der Bürgerjury und dann im Quartiersrat. Dabei sind die Anwohner*innen nie tatsächlich gefragt worden, was sie eigentlich brauchen. Und damit sind die Wirkungen des Quartiersmanagements eben einfach Zufallsergebnisse. Wer stellt Anträge, wie ist so ein Quartiersrat zusammengesetzt und wie entscheidet er dann? Der Quartiersrat besteht aus lokalen Akteur*innen wie der Kirchengemeinde, Schulen und großen andere Institutionen. 51% der Ratsmitglieder sind Anwohner*innen. Natürlich wird über Anträge nicht leichtfertig entschieden, aber es wird schon den eigenen Ideen entsprechend entschieden. Davon ist abhängig, welcher Antrag von so einem Rat zur Förderung empfohlen wird. Das Quartiersmanagement im Reuterkiez wurde auf Entscheidung des Senats eingestellt bzw. offiziell formuliert „verstetigt“, also in die Regelstrukturen überführt. Die Einkommenssituation der Bevölkerung hätte sich gebessert. Die Bedarfe wären nicht mehr in der Form vorhanden.

An dieser Stelle sprechen wir in der offenen Diskussion noch einmal über die Rolle, die die Gastronomie im Kiez spielt. Einig sind sich die Sprecher*innen darin, dass nicht so sehr die Veränderung an sich problematisch ist, sondern die Rasanz und die Unabsehbarkeit der Entwicklung. Mit der Etablierung der Gastronomie im Kiez ging das Verschwinden von Kleingewerbe wie z.B. Handwerksbetrieben einher, die von Menschen mit Migrationshintergrund betrieben wurden. Hier fehlte eindeutig eine politische Steuerung, wie zum Beispiel durch Milieuschutzmaßnahmen für das Gewerbe in Hinblick auf steigende Gewerbemieten. Die Priorität der Politik im Bezirk lag hier vielmehr auf dem Ausbau des Tourismus als Wirtschaftsfaktor.

Zum Abschluss sprechen wir über die Perspektiven und zukünftigen Entwicklungen in der Nachbarschaft und diskutieren darüber, was wünschenswert wäre. Wichtig wäre eine Begrenzung gastronomischer Angebote, findet Christine. Dort, wo ein Laden frei wird, muss nicht noch eine Bar oder ein Café einziehen. Wichtig wäre auch das Inkrafttreten des Mietendeckels. Wichtig ist, dass die Leute auch einmal durchatmen können. Wenn sie beobachtet, wie Menschen bei „elele“ in der Mieter*innenberatung sitzen und gestresst sind, weil wieder ein Brief von der Hausverwaltung gekommen ist, dann wäre wohl vielen Menschen geholfen, wenn der Druck einfach mal weg wäre.

Einig ist sich die Runde darin, dass mittelfristig im Kiez eine gewisse Sättigung eintreten wird. Der Leerstand ist inzwischen abgebaut. Der Verdrängungsdruck könnte nachlassen. Mieter*innen, die jetzt hier leben, nachdem in den letzten Jahren etwa 50% der Bewohner*innen wegziehen mussten und neue Mieter*innen kamen, werden bleiben, Familien gründen, aber auch zu einer weiteren Gentrifizierung beitragen. Wenn es politisch wirklich gewollt ist, kann sich der Kiez stabilisieren.

Was im Kiez gebraucht würde, wäre ein Engagement, das über die Fragen des eigenen Wohnens hinausgeht. Die Menschen

werden in den Hausgemeinschaften und in der Nachbarschaft erst aktiv, wenn es mit den Vermieter*innen schwierig wird. Zur Frage steht, wie sich breite Austauschmöglichkeiten über Akutsituationen hinaus finden. Wichtig sind Anwohner*innen, die sich auch für längerfristige Prozesse interessieren, sie begleiten und mitgestalten.

Fazit

Zwischen April und September 2019 haben die sechs Gesprächs-abende stattgefunden, deren Protokolle Eingang in diese Broschüre gefunden haben. Dabei zeichnete sich das Bild eines Quartiers, das in den letzten Jahren einem starken Wandel unterworfen ist, der sich weiterhin zu beschleunigen scheint und den Kiez vor große soziale Herausforderungen stellt. Ob und wie die Politik im Bezirk, aber auch auf der Senatsebene dazu angemessene Mittel und Instrumente findet, bleibt offen.

Zu nennen wäre hier der Mietendeckel, der am 23. Februar 2020 in Berlin in Kraft trat und vorsieht, dass für die Dauer von 5 Jahren Mieterhöhungen für nicht preisgebundene Wohnungen nicht möglich sind. Zum jetzigen Zeitpunkt aber – wir legen diese Broschüre im April 2020 vor – kann dessen Wirksamkeit im Hinblick auf die wachsende Segregation in der Stadt, die Verdrängung von Menschen mit geringeren Einkommen aus Quartieren innerhalb des S-Bahnringes und die Entwicklungen des Immobilienmarktes noch nicht beurteilt werden. Vielmehr ließ sich während der langen Diskussion des Gesetzes in 2019 beobachten, wie die Verunsicherung und Verwirrung in der Stadt zunahm und wie Versuche, Mieterhöhungen vorzuziehen, die Mieter*innen, Hauseigentümer*innen, Hausverwaltungen und nicht zuletzt Mieter*innenvereine über die Maßen beschäftigt hielten. Ein anderes Instrument der Wohnungspolitik ist das Vorkaufsrecht der Bezirke, von dem insbesondere der Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg Gebrauch zu machen versucht. Aber oft genug scheitern diese Bemühungen an den Eigenmitteln, die die von den Betroffenen dann eilig gegründeten Genossenschaften am Ende nicht aufbringen können.

Der Weser- bzw. Reuterkiez kann, wie inzwischen so viele Viertel in der Stadt, als Musterbeispiel von Gentrifizierungsprozessen gelten, die oft mit Quartiersmanagement einsetzen und später zu letztlich politisch gewollten sozialen Verdrängungseffekten führen. Diese Entwicklung ist im Kiez bei weitem noch

nicht abgeschlossen. Ob und wie sich die soziale Situation des Kiezes stabilisieren lässt, bleibt offen.

Neben diesen sozioökonomischen Entwicklungen findet ein soziokultureller Wandel statt. Einerseits wird der Kiez durch den neuerlichen Zuzug von Menschen aus den unterschiedlichsten Ländern noch einmal deutlich diverser. Andererseits lässt sich beobachten, wie sich die Bewohner*innenstruktur im Hinblick auf Mittelstandskulturen habituell angleicht. Für autonom verwaltete, kollektive, nicht-kommerzielle oder gar proletarisch orientierte Initiativen und Projekte bleibt wenig bis kaum Platz. Um so wichtiger erscheint es uns, freie Räume, wie zum Beispiel den Projektraum „ORI“, zu bewahren, zu stärken und zu verteidigen.

Impressum

Veranstaltungsreihe und Broschüre:

Dag Lohde & Katja Zimmermann

MIKUB e.V.

Ratiborstraße 6, 10999 Berlin

www.mikub.org

kontakt@mikub.org

Gestaltung und Druck:

dahier Dorfdruckerei, Gerswalde

www.dahier.eu

Ein Projekt von:

Mit freundlicher Unterstützung und Förderung durch:



MIKUB
e.V. ———

INTERDISZIPLINÄRE PLATTFORM
FÜR MEDIEN-, KULTUR- UND
BILDUNGSPROJEKTE

Berliner Landeszentrale
für politische Bildung







30 Jahre Kiezleben in Neukölln

Eine Diskussionsreihe zu
fünf Themenschwerpunkten
im Kiez